

Cabaret ohne Schminke

Autor(en): **Farner, Peter / Keiser, César**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **80 (1954)**

Heft 11

PDF erstellt am: **25.09.2024**

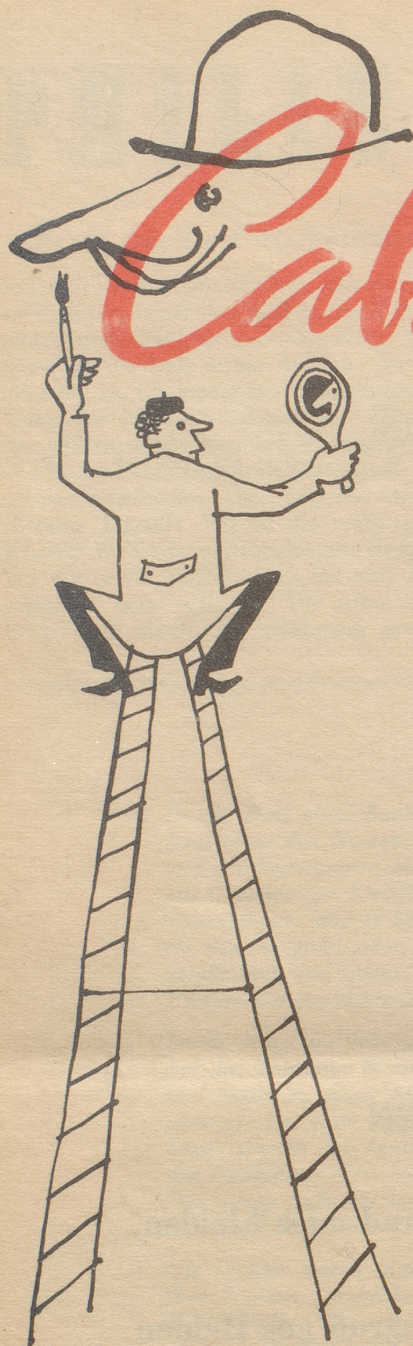
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-493217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

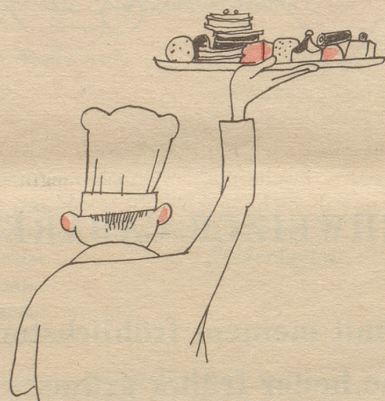


Cabaret ohne Schminke

Cabaretisten werden erst geboren, wenn sie erwachsen sind ...

☆

Nach dieser allgemeinen Einleitung können wir mit der Tür in medias res fallen und die für viele Außenstehende erstaunliche Mitteilung anbringen, daß die meisten Schweizer Cabaretisten früher einen ganz anderen Beruf hatten. In der Minderheit sind seltsamerweise jene, die – wie z. B. Mathilde Danegger, Stephanie Glaser, Heinrich Gretler, Lukas Ammann und Walter Morath – als gelernte Schauspieler vom Theater zum Cabaret gekommen sind.



Man kann als Baumeister auf die Welt kommen, sofern der glückliche Vater ein Baugeschäft sein eigen nennt und sein Sprößling sich dazu überreden läßt, bei eintretender Mannbarkeit in selbiges hineinzutreten. Auch soll es, so habe ich mir sagen lassen, Söhne von Musikern geben, die schon im zarten Primarschulalter den Dirigentenstab im Tornister tragen.

Musen sind geduldig und singen auf Bestellung ehrgeiziger Eltern frisch eingetroffenen Säuglingen an der Wiege irgendeinen schönen und einträglichen Beruf (das erfahren wir aber immer erst nach rund 70 Jahren, wenn der Mensch seinen Lebenswandel vollendet hat und als Nekrolog in die Zeitung kommt). Der Chronist hat nun zwischen zwei Wochenbetten die Musen interviewt und von ihnen den Bescheid bekommen, daß sie bis dato in keine einzige Wiege den Beruf eines Cabaretisten gesungen haben.

Womit das eine bewiesen wäre: man kann als Cabaretist(in) nicht geboren werden.

Emil Hegetschweiler, im Volksmund kurz Hegi genannt, war früher einer der bekanntesten Conditoren und Confiseure der Stadt Zürich; er verkaufte aber seine Stückli, Pralinées und Marzipanleckerli nicht nur über die Gasse, sondern betrieb bis 1939 im Helmhaus auch ein eigenes Kaffeehaus, wo sich Lebens- und andere Künstler zu treffen pflegten. Zu Hegis treuesten Stammgästen gehörten auch der Schriftsteller Dr. Walter Lesch und der Kunstmaler Alois Carigiet, die 1934 zusammen mit dem Cafébesitzer Hegi bei einem Café crème das erste schweizerische Cabaret gründeten und dem Neugeborenen den Namen «Cornichon» gaben.

Es ist ein netter Zufall, daß gerade das Helmhaus, die Geburtsstätte des Cornichons, in diesem Frühling die Jubiläums-Ausstellung «20 Jahre Zürcher Cabaret» beherbergt.

☆

Bevor er zum Cabaret ging, hatte Alfred Rasser in Basel ein Malergeschäft. In der gleichen Branche war auch Zarli Carigiet tätig; weil er Maler war, kam er zum Cabaret. Das ging so vor sich:

Alois Carigiet, der in den ersten Jahren die Bühnenbilder für das «Cornichon» schuf, ließ aus dem Bündnerland seinen Bruder Zarli nach Zürich kommen, damit ihm dieser beim Malen hülfe. Und während er emsig malte, fiel den Leitern des «Cornichons» auf, daß in ihm mehr steckte als nur die Fähigkeit, große Flächen zu grundieren. Sie nahmen ihm Pinsel und Farbkübel weg und gaben ihm Rollen. So wurde Zarli einer der beliebtesten Cabaretisten.

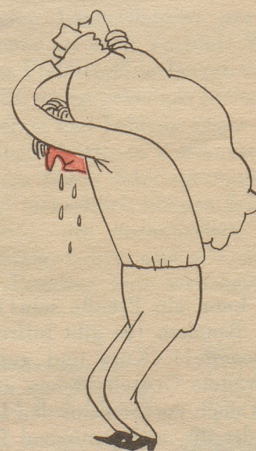
Aehnlich erging es Margrit Rainer, von ihren Freunden und Kollegen «Stupsi» genannt: sie saß im «Cornichon» an der Kasse und regelte den Vorverkauf, bis man drauf kam, daß in dem Mädchen eine cabaretistische Ader schlummerte. Von der Kasse auf die Bühne mögen es etwa 30 Meter sein. Margrit hatte Glück, für die meisten ist der Weg zu cabaretistischem Ruhm sehr viel länger.

☆

Zur Abwechslung eine Anekdote.

Im ersten Cornichon-Programm, das 1934 über die Bretter der Hirschen-Bühne ging, sang Mathilde Danegger als Arbeiterfrau ein Lied, das in dumpfem Moll gehalten war und einen klassenkämpferischen Text hatte. Eine Zeile dieses Liedes lautete: «... und die Eisenbahn fährt donnernd vorbei».

Um dieses Donnern möglichst hörbar zu machen, mußten jeden Abend an dieser

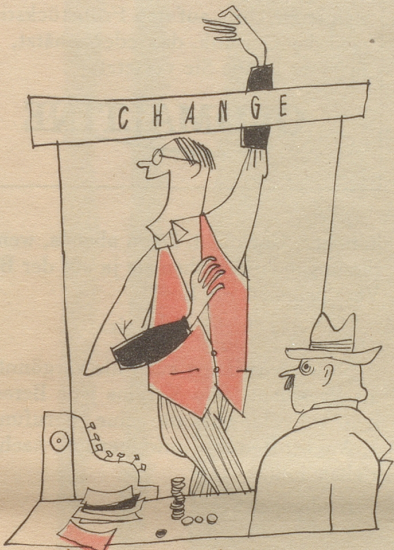


Stelle Mathildes männliche Kollegen oben an der Wendeltreppe, die noch heute von der Hinterbühne zu den Garderoben hinaufführt, einen ganzen Sack Kartoffeln ausleeren.

Man soll nicht überheblich lächeln – auch ein Cabaret muß diverse Kinderkrankheiten durchmachen. Selbst Dichterst Goethe blieb als Knäblein vor Masern und Keuchhusten nicht verschont.

★

Schaggi Streuli, der besonders durch seinen «Polizist Wackerli» eidgenössische Berühmtheit erlangt hat, war viele Jahre beim «Cornichon». Und noch früher betätigte er sich als Bankbeamter. Da ist er in guter Gesellschaft: Heinrich Heine arbeitete ebenfalls auf einer Bank, bevor er zu schreiben begann. Und Kurt Tucholsky, der in der Zwischenkriegszeit nicht nur scharfsinnige Artikel, sondern für Berliner Cabarets auch großartige Chansons schrieb, war als junger Mann in Berlin Börsenangestellter.



Kann es verwundern, daß hie und da ein Bankbeamter, dessen tägliches Brot der Wechsel ist, eines Tages damit ernst macht –?

★

Oben war die Rede von Margrit Rainer, die von der Kasse auf die Bühne kam. Einen ähnlichen Posten hatte früher Simone Müller, die im «Federal» die Kunst des reinen Chansons pflegt und die seltene Gabe hat, selbst deutsche Chansons französisch zu singen. Simone ist eine waschechte Elsässerin und hatte in Straßburg im Cabaret «Parapluie» ihres Bruders Germain Müller solange die Garderobe unter sich, bis man eines Tages feststellte, daß das Mädchen eine bühnenreife Stimme besitzt.

A propos Garderobe: daß Voli Geiler die meisten ihrer Kostüme nicht nur selber entwirft, sondern auch eigenhändig herstellt, ist im Grunde selbstverständlich; denn sie war früher Schneiderin. Wie übrigens Margrit Läubli auch, bevor sie in die Ballettschule ging.

A propos Schule: unter den Cabaretisten fehlen selbst die Lehrer nicht. César Keiser ist von Beruf Zeichenlehrer. Als er in Basel noch ans Humanistische Gymnasium ging, da hatte er als Turnlehrer Max («Megge») Lehmann, der heute im Federal sein Kollege ist. Das haben sich beide nicht erträumt! So neckisch spielt oft das Schicksal, dieser Schelm.



Von Ruedi Walter, früher kaufmännisch in London tätig, weiß ich eine schöne Anekdote:

Vor Jahren, als das Cabaret «Kaktus» noch im alten Basler «Gambrius» spielte, befahlen den armen Ruedi plötzlich heftige Zahnschmerzen. Der Zahnarzt meinte, es liege am Weisheitszahn, und er müsse ihn sofort ziehen, da es sonst dumme Geschichten geben könnte. Also zog er ihn, genauer: er mußte ihn herausmeißeln. Dann gab er dem Patienten ein Pülverchen. Das nützte aber nicht viel, so stark waren die Schmerzen. Ruedi telefonierte seinem Hausarzt, der ihm vor Beginn der Vorstellung eine Morphiumspritze gab.

Im ersten Teil ging alles gut, aber in der Pause wand er sich wieder vor Schmerzen. Der Arzt kam wieder und spritzte nochmals Morphium. Dabei irrte er sich in der Dosis und gab zuviel, mit dem Erfolg, daß Ruedi in einer Zweiernummer mit Kollegin Olga Gebhardt nicht mehr wußte, was er sagte, und begann, allerlei Sachen ins Publikum zu werfen. Und als Olga in Ruedis starre, glasigen Augen schaute, da erfaßte sie das kalte Grausen, und sie begann herauszuheulen. Und denen hinter der Bühne blieb nichts anderes übrig, als mitten in der Nummer den Vorhang zu ziehen und den Kranken per Taxi nach Hause zu befördern. An der Haustür empfing ihn die benachrichtigte Mutter, die der Sohn in seinem Morphiumrausch wörtlich so begrüßte:

«Salü, Lola, so, gfallts der guet bim Theater?»

★

Ich weiß noch eine schöne Geschichte, und zwar vom Cabaretisten Werner Belmont. Werner Belmont ist übrigens Dr. iur. und war einige Zeit auf der Basler Staatsanwaltschaft tätig. Sie warten dort unbeeirrt auf die Rückkehr des verlorenen Sohnes.

Der 6. Februar dieses Jahres war ein Samstag. An diesem Tag mußte César Keiser nach der Vorstellung in einem Zürcher Zunfthaus «tingeln». («Tingeln» nennen die Cabaretisten das Auftreten an Vereinsanlässen.) Am Samstagnachmittag ging Cés in besagtes Zunfthaus und prüfte in dem Saal, in dem er abends auftreten sollte, Akustik und Beleuchtung.

Als er weggehen wollte, traf er draußen im Korridor seinen Kollegen Werner Belmont, der einen prächtigen Frack anhatte und eben aus einem Saal kam, in dem es fröhlich her und zu ging. Da fragte Cés

den Kollegen: «Salü, Werner, für wär tingelisch denn du?» Da antwortete Belmont kühl: «Ich tingle nit, ich ha hitte Hochzyt ...»

(Tatsächlich, am 6. Februar, ist Dr. Belmont in den Hafen der Ehe hineingetreten.)

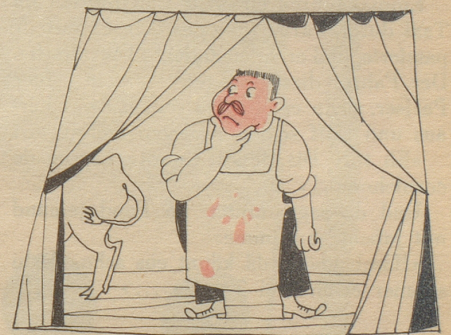
★

Und weil wir da gerade beim Thema «Tingeln» sind, möchte ich eine besinnliche Minute einschalten und sagen, daß die Cabaretisten keinen leichten Beruf haben und mitnichten in ihrem Privatleben fortlaufend die Leute zum Lachen bringen; Cabaretisten sind nämlich Menschen und keine Automaten. Das wollen viele nicht begreifen.

Vor einiger Zeit erzählte mir Hegi, daß er mit Kolleginnen und Kollegen in einem aargauischen Städtchen aufgetreten sei. Für eine bessere Gesellschaft, versteht sich. Von zehn bis elf Uhr dauerte das Programm. Nachdem sich die Künstler abgeschminkt hatten, dislozierten sie vom Sali in die Wirtsstube, um vor der Heimfahrt noch etwas zu essen. Da klopfte plötzlich der Obmann der besseren Gesellschaft dem atzenden Hegi auf die Schulter und sagte jovial:

«Sie, Hegi, chömezi doch na echli zu eus übere goge s Chalb mache!»

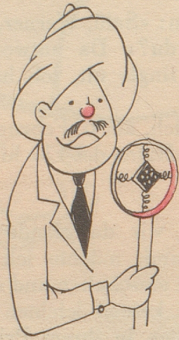
Er ging dann auch wirklich, aber nicht, um «das Kalb zu machen», sondern um dem Vorstand der besseren Gesellschaft etwas auf deutsch zu sagen. «Wir sind keine dummen Auguste», sagte er, «die für ein Glas Bier auf den Tisch stehen und ein paar faule Witze bringen.» Dann schaute sich Hegi um und fragte: «Ist vielleicht ein Metzger unter den Anwesenden?» Ja, es war ein Metzger da. Sagte Hegi: «Warum kommen Sie nicht auf den Gedanken, diesen Mann zu bitten, er solle auf der Bühne oben ein Kalb schlachten –?»



Sprach's und ließ die besseren Herren mit offenen Mühlern sitzen. Hoffentlich haben sie sie unterdessen wieder zugemacht. Und etwas gelernt.

★

Max Haufler ist ohne Zweifel der Cabaretist mit den meisten Berufen. Von Haus aus ist er Kunstmaler (auch die Elsie Attenhofer war ganz früher einmal Kunstmalerin und Bildhauerin dazu), ferner ist er Schauspieler und ein gewandter Filmregisseur. Und eben Cabaretist. Er spricht nicht nur sämtliche deutschen Dialekte von Hinterpommern bis Innertkirchen fließend, er spricht auch Sprachen, die er hinten und vorne nicht beherrscht. Er spricht russisch,



120 Silben in der Minute, es ist nicht russisch, aber es tönt ganz genau so, als ob es russisch wäre.

Wegen dieser Gabe ist er an unserem Radio unentbehrlich. Braucht man für ein Hörspiel, das z. B. im Vorderen Orient spielt, die möglichst lebensechte Geräuschkulisse einer lauten Geschäftsstraße, so muß man nicht lange einen Araber suchen. Max kann nicht arabisch, aber er kann einen vorderasiatischen Teppichverkäufer so nachmachen, als wäre er wirklich ein vorderasiatischer Teppichverkäufer.

Mit einigem Fleiß kann man alle Sprachen lernen. Aber die Fähigkeit, Sprachen zu sprechen, die man nicht kennt, ist ein seltenes, nicht erlernbares Naturtalent.

☆

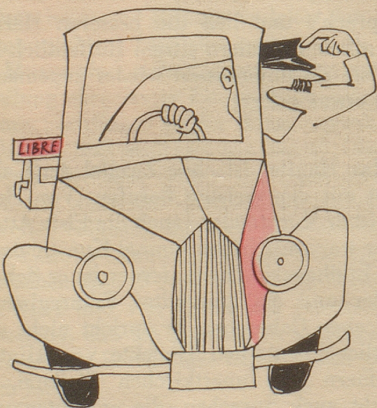
Zum Dessert noch eine Anekdote.

Im Jahre 1937 fuhr das ganze «Cornichon» nach Paris, an die Weltausstellung. Zwei Wochen lang sollte es im Schweizer Pavillon auftreten. Das Publikum der festlichen Premiere bestand aus 2 (zwei) Personen, und diese waren Hegis Schwager Arthur Honegger und dessen Ehefrau. Der Direktor des Schweizer Pavillons hatte vergessen, Insetate erscheinen und Plakate drucken zu lassen! Solche Direktoren gibt's.

Einmal fuhren ein paar Cabaretisten im Taxi durch Paris, wobei es dem Chauffeur passierte, daß er einen anderen Taxi streifte. Der Fahrer dieses Wagens war ein echter Pariser, denn er sreckte seinen Kopf heraus und piff seinen Kollegen tüchtig an: «Eh toi! Dis donc! Escrot! Espèce de cornichon -!»

Und da sagte hinten im Fond jemand mit jubelnder Stimme:

«Häsch ghört, dà kánt eus scho, derbi simmer ersch drei Tag da ...»



Text: Peter Farnet Illustrationen: César Keiser

Schweizer Cabaretisten sind keine rechten Schweizer

Keine grundlose Behauptung
von
Guido Baumann

«Sage mir, wann Du aufstehst, und ich sage Dir, wer Du bist.» Dieser Satz könnte sehr wohl in einem Schweizer Lesebuch für die Mittelstufe stehen. Er steht deshalb nicht drin, weil ihn unsere lieben Kleinen bereits auswendig wissen, bevor sie lesen können. Schon mit dem Kindermehl wird ihnen eingelöffelt, daß Frühaufstehen eine schweizerische Nationaltugend sei und daß ein ordentlicher Mensch von acht bis zwölf und zwei bis sechs zu arbeiten hätte. Entweder haben unsere Cabaretisten das Kindermehl verabscheut oder sie paßten in der Schule nicht auf, denn es gibt einige unter ihnen, die erst aufstehen, wenn sich die ordentlichen Schweizer – statt abzutrocknen – zu einem Mittagsschläfchen hinlegen.

Und das in der Schweiz.

Schon der Ort, wo die Cabaretisten arbeiten, charakterisiert ihre unschweizerische Mentalität. Arbeit ist etwas ernsthaftes. In das Lokal jedoch, in dem die Cabaretisten arbeiten, geht ein rechter Schweizer zu seinem Vergnügen. Und was ist ihre Arbeit? Am Abend stehen sie auf der Bühne und haben es lustig untereinander. Dafür bekommen sie erst noch Geld.

Und das in der Schweiz.

Wie politisieren sie? Noch nie hat einer von ihnen den Mut aufgebracht, auf der Bühne über helvetische Mißstände zu fluchen. Sie machen Witze darüber. Als ob das etwas nützen würde! Ueber die ernstesten Dinge machen sie sich lustig. Ueber die Antipathie gegen das Frauenstimmrecht, die in jeder rechten Schweizer Mannenbrust verankert ist, über unsere Freude an interessanten hawaiischen Kulturfilmen und sogar über unsere deutschen und österreichischen Lieblingslieder.

Und das in der Schweiz.

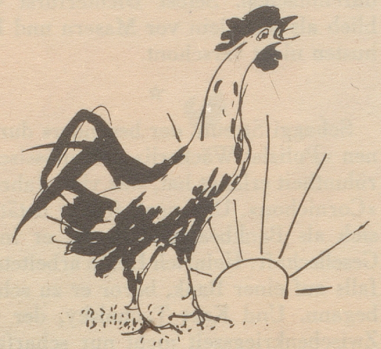
Die déformation professionnelle unserer Cabaretisten geht sogar so weit, daß sie am heiterhellen Tag mit einem fröhlichen Gesicht herumlaufen.

Und das in der Schweiz.

Nie sind sie dabei, wenn wir Sonntag für Sonntag in Boxhallen, auf Fußballplätzen und Eisbahnen oder andern Orten, wo die Ehre unseres Heimatlandes auf dem Spiele steht, unsere Mannschaft moralisch unterstützen, indem wir den Schiedsrichter auspfeifen, der immer gegen unser Nationalteam eingenommen ist. Nie sind sie da, wenn es gilt, unsere Ehre zu retten.

Und das in der Schweiz.

Wie kümmern sie sich überhaupt um unsere nationalen Belange, die doch nur ernsthaft und würdig im Rahmen irgend eines Vereins erörtert und besprochen werden



Vom Schlaf gestärkt, erwachen Sie beim morgendlichen Kikriki und freuen, munter wie ein Fisch, sich jetzt schon auf den Frühstückstisch, weil das Getränk, das jeder schätzt, in beste Laune Sie versetzt:

OVOMALTINE

können? Gar nicht. Denn abends, wenn die Sitzungen sind, stehen sie ja auf der Bühne. Vereinslos ist ihr Los!

Und das in der Schweiz.

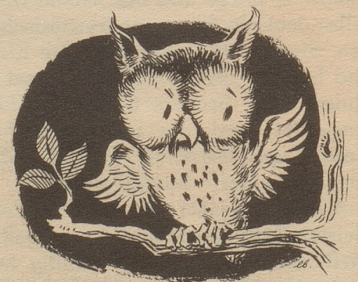
So wird es ihnen auch nie vergönnt sein, als Präsident eines Vereins jene Beredsamkeit zu erlangen, die eine Berufung als 1.-August-Redner unweigerlich nach sich ziehen muß.

In der Schweiz.

Gurkunde

Dem Cabaret Cornichon sei nachträglich höchste Anerkennung dafür ausgesprochen, daß es seinerzeit mit gepfefferten Attacken seinem Namen treu blieb und nie als rosigbräunliches Cornicochon gegrünzt und geliebäugelt hat ...

Satyr



Der Uhu scheut das Tageslicht, er fliegt nur nachts umher; der Mensch, er schläft meist bei der Nacht und raucht am Tag die FAIR.

